

Heinrich Gelzer (1813-1889) als Diplomat im Neuenburger Konflikt

Autor(en): **Wall, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **49 (1950)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-116294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinrich Gelzer (1813-1889) als Diplomat im Neuenburger Konflikt

von

Karl Wall

I.

*Allgemeines**

Es soll im folgenden an Hand eines ins einzelne gehenden Berichts über Gelzers Vermittlungstätigkeit im Neuenburger Konflikt versucht werden, die Wesenszüge seiner Diplomatentätigkeit aufzuzeigen. – Zwei Gründe haben uns veranlaßt, dazu gerade die Mission von 1856/57 zu verwenden: der Umfang des zugänglichen Materials und die Berührung mit unserer Landesgeschichte.

Gelzers diplomatische Missionen fallen immer in Krisen, wo Zwiespalte sich auftun, die er als Politiker des Friedens überbrücken möchte. Nicht diplomatische Passion oder Ehrgeiz veranlassen ihn dazu, sondern ein starkes Pflichtgefühl reißt ihn in solchen Augenblicken aus seiner Gelehrtenbeschaulichkeit, läßt ihn die Beschwerlichkeiten langer Reisen auf sich nehmen, die sein schwacher Körper kaum erträgt.

Die Vermeidung kriegerischer Konflikte ist ihm die erste Pflicht des christlichen Staatsmannes. Aber so wenig Gelzer weltanschauliche Gegensätze durch Eintagskompromisse momentan zu verwischen sucht, so begnügt er sich auch in politischen Konflikten nicht damit, die äußerlichen Anlässe zu liquidieren, sondern bewertet diese als Symptome tieferer Gegensätze, die an der Wurzel gefaßt werden müssen.

Gelzer setzt seine Vermittlungstätigkeit dort ein, wo eine Vermittlung nach den historischen Prämissen möglich und geschichtlich wünschenswert scheint, um die kontinuierliche organische Fortentwicklung der Völker zu erhalten.

Der Diplomat Gelzer ist Realpolitiker und Idealist. Realpolitiker: seine diplomatischen Aufgaben beherrscht er sachlich vollkommen

* *Vorbemerkung.*

Die vorliegende Arbeit ist einer größeren unveröffentlichten Darstellung des Lebens und Wirkens Heinrich Gelzers entnommen, die auf die Anregung Herrn Professor Dr. E. Bonjours hin unternommen wurde. Herr Professor Bonjour stand mir auch während der Arbeit mit seinem wertvollen Rate bei.

und wägt genau die realen Möglichkeiten ab, die sich ihm bieten. Scharf beobachtet er alle die menschlichen Schwächen, weiß er den kleinen Fatalitäten gegenüberzutreten, denen er begegnet. Idealist: Gelzer verfißt nie nur die materiellen Interessen seiner Mandanten, sondern gleichzeitig seine auf die jeweiligen Verhältnisse angewandte Idee von Staat und Kirche; Politik ohne Idee verabscheut er als ein Verbrechen an den Völkern. Auf dieser Grundlage vermag er sich über die nur in Scheinrealitäten verstrickten Parteien zu erheben, um leidenschaftslos, von der Höhe seiner christlichen und geschichtlichen Idealität her, zur Lösung politischer Konflikte beizutragen.

Darum zieht er es vor, nicht in ausdrücklich formellem Auftrag und ausgesprochenem Dienstverhältnis zu handeln, sondern möglichst als Privatmann oder halboffiziell, um so seine Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Diese Unabhängigkeit wahrt er sich auch dadurch, daß er – zumindest auf seine Tätigkeit im Neuenburger Konflikt trifft dies zu – sich nur die Reisekosten vergüten läßt, im übrigen aber jede weitere Entschädigung zurückweist, ähnlich jenen Staatsmännern des Ancien Régime, die ihrem Heimatkanton auch nur ehrenamtlich dienten.

Gelzer ist also kein Berufsdiplomate. Nie verfällt er in diplomatische Routine und Formalität, wenn er auch die diplomatischen Usancen vollkommen beherrscht. Ebenso fern liegt ihm die diplomatische Fintentaktik; er sucht vielmehr ehrliche Verständigung mit ehrlichen Kampfmitteln. – Nichtsdestoweniger ist er ein geschickter Partner und fähiger Diplomat. Immer sucht er in die menschlichen und sachlichen Beweggründe und in den Charakter des Gegners einzudringen und von da aus diesen zu seiner eigenen Auffassung zu bekehren; ihm sachlich berechtigt erscheinende Argumente des Gegners anerkennt er ehrlich und offen.

Auch seine Weltgewandtheit, sein Vertrauen einflößendes Wesen, seine natürliche Liebenswürdigkeit, seine große Menschenkenntnis und die zahlreichen Verbindungen kommen ihm zu Hilfe; dort, wo Gegensätze nicht zu überbrücken sind, bleiben Gelzer doch Vertrauen und persönliche Zuneigung erhalten.

II.

*Gelzer und der Neuenburger Konflikt*¹

Wie und durch wen Gelzer zu dem schwerwiegenden Entschluß kam, sich in den Neuenburger Konflikt einzuschieben, ist auf

¹ Die Grundlagen der folgenden Darstellung sind: Edgar Bonjour, Heinrich Gelzers Vermittlungstätigkeit im Neuenburger Konflikt 1856/57, Bern 1930

Grund des vorliegenden Materials nicht genau festzustellen; in früheren Jahren war das Neuenburger Problem in Gelzers Briefen gelegentlich aufgetaucht, aber meist im Rahmen parteipolitischer Auseinandersetzungen oder im Hinblick auf eine von Frankreich drohende Gefahr. Zu Beginn der eigentlichen Krise scheint sich Gelzer von Berliner Freunden, vielleicht auch von Bunsen, auf dem laufenden halten zu lassen. Jedenfalls trifft am 24. Dezember 1856 ein Bericht Bethmann-Hollwegs ein, der im Kreise der führenden Basler Konservativen, welche den Neuenburger Konflikt nicht wie die Zentralregierung in Bern oder der König als Kraftprobe und Ehrensache ansehen, sondern als unliebsamen, baldigst zu beidseitiger Befriedigung zu erledigenden Vorfall, alarmierend gewirkt haben muß, besonders, da er ausgesprochen einseitig ist, denn der Bericht sagt aus, daß «der Entschluß des Königs, sein Recht auf Neuenburg geltend zu machen, in Preußen bei allen Parteien Anerkennung finde», andernfalls stehe Preußens Großmachtstellung auf dem Spiel. Am 15. Januar werde alles zum Angriff bereitstehen.

Gelzer sieht seine Aufgabe klar vor Augen: Der König muß zur Preisgabe des Fürstentums bewogen werden, und zwar endgültig und bedingungslos, damit dieser latente Konfliktstoff zwischen der Schweiz und Preußen bzw. einem zukünftigen Deutschen Reich, im Interesse beider Staaten endgültig liquidiert werden kann. Er erkennt die historische Skurrilität der Bindung Neuenburgs an Preußen und der Doppelstellung des Fürstentums und Kantons.

(die Schrift enthält eine kurze Darstellung und einige bisher unveröffentlichte Berichte Gelzers aus Berlin), ferner das im Basler Staatsarchiv deponierte Sarasinarchiv (Fam. Arch. 212, L 42). Es enthält zahlreiche Berichte Gelzers aus Berlin an die Freunde in Basel, Bürgermeister Felix Sarasin und Carl Sarasin, und an Dr. Kern in Paris, zum Teil im Original, zum Teil auf Veranlassung des Bürgermeisters kopiert, ferner Berichte über mündliche Äußerungen Gelzers und Konferenzen der Basler in der Neuenburger Angelegenheit. Eine direkte schriftliche Verbindung zwischen dem Bundesrat und Gelzer bestand nicht, denn Gelzer hatte weder einen schweizerischen noch preußischen offiziellen Auftrag. Die ganze Korrespondenz wurde deshalb über Basel geleitet. Der Wert von Gelzers Vermittlung besteht ja gerade in dieser Unabhängigkeit auf rein persönlicher Grundlage, denn nur so konnte er sich das Vertrauen des mißtrauischen und kranken Königs erhalten, das er sich als Vertreter der radikalen Schweizer Regierung verscherzt hätte.

Ferner wurden benützt: Edgar Bonjour, Preußen und Österreich im Neuenburger Konflikt 1856–57, 1930; derselbe: Vorgeschichte des Neuenburger Konflikts 1848–56, Heft 5 der Berner Untersuchungen zur allg. Geschichte 1932; derselbe: Englands Anteil an der Lösung des Neuenburger Konflikts, Band 12 der Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 1943; Fritz Hartung, Verantwortliche Regierung, Kabinette und Nebenregierungen im konstitutionellen Preußen 1848–1918, in Band 44 der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 1932.

Im Vordergrund steht ihm aber die Vermeidung eines preußisch-schweizerischen, damit sogar europäischen Krieges; eine militärische Auseinandersetzung zwischen Preußen und der Schweiz ist ihm der schrecklichste aller Kriege: ein Bruder-, ein Bürgerkrieg zwischen zwei Staaten seines deutschen Vaterlandes, der entgegen dem preußisch-österreichischen Krieg des Einsatzes nicht wert ist.

Diesem höheren Zweck stellt er auch seine Antipathie gegen die radikale Regierung der Schweiz unter und verhandelt mit ihr ehrlich und als guter Schweizer. Er gehört nicht zu den Verblendeten, die in jenen Jahren bereit waren, das Interesse der Heimat dem scheinbaren Parteiinteresse blindlings zu opfern.

1. *Erste Reise*

a) *Vorbereitung in der Schweiz*

Am Abend des 24. Dezembers 1856 hat Gelzer eine Unterredung mit Bürgermeister Felix Sarasin, wo er die ganze Entwicklung der Frage seit 1848 resümiert und zu dem Schlusse kommt, daß zwischen dem König und dem in dieser Frage mit diesem völlig einigen Prinzen von Preußen einerseits, England und der Schweiz andererseits ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht.

Um die Möglichkeit einer Vermittlung und deren Bedingungen zu sondieren, reist Gelzer am 27. abends nach Bern und führt am 28. Verhandlungen mit Bundespräsident Stämpfli, mit den liberalen Wirtschaftsführern (Alfred Escher) und prominenten Konservativen (Gonzenbach), ferner mit Bundesrat Fornerod und General Dufour. Besonders Escher und Stämpfli bestärken Gelzer in seiner Absicht.

Nach seiner Rückkehr am 30. Dezember erstattet Gelzer den beiden Bürgermeistern Sarasin und Burckhardt Bericht über die Verhandlungen und betont den Friedenswillen des Bundesrates und besonders Dufours. Den einzigen Zusammenstoß habe er mit Stämpfli gehabt, demgegenüber er die Nichtannahme der Vermittlung Napoleons als möglichen Mißgriff angedeutet habe (obwohl ja Gelzer selbst ihr auch einen andern Weg vorzieht, nämlich möglichst die direkte Verständigung mit Preußen). Stämpfli sei gegen Napoleon mißtrauisch und befürchte durch die Vermittlung eine Gefährdung der schweizerischen Unabhängigkeit. «Daß hier eine wunde Stelle berührt wurde, beweist übrigens wohl auch, daß es hauptsächlich Stämpflis Widerstand zuzuschreiben ist, daß der Bundesrat damals nicht Hand bieten wollte.» Die Gefahr der Revolutionierung Europas im Falle eines Angriffs auf die Schweiz, die Stämpfli für seinen besten Trumpf hält, sieht Gelzer in dem

«Ultradikalen» Fazy verkörpert: «Er steht mit allen Revolutionsmännern des Auslandes in Verbindung. Niemand kennt seine innersten Gedanken.» Ferner sei Oberst Denzler das Haupt einer «ultrakriegslustigen» Militärpartei.

Der Entschluß zur Vermittlung steht nun bei Gelzer fest, und die Abreise wird auf den 1. Januar 1857 festgelegt.

Gelzer beabsichtigt, zu den Verhandlungen Kerns in Paris parallel laufende Unterhandlungen mit dem König und einflußreichen Persönlichkeiten in Berlin durchzuführen. Dem Bundesrat ist es wichtig, ein genaues Bild von der tatsächlichen Absicht der preußischen Regierung und der Stimmung des Königs zu erhalten, was auf dem Umweg über Paris kaum möglich ist. Insbesondere hat Gelzer in Erfahrung zu bringen, ob der Verzicht auf Neuenburg nach der Freilassung der Gefangenen mit Sicherheit zu erwarten ist, und im gegebenen Falle in diesem Sinn auf den König einzuwirken, wozu Gelzer von allen Schweizern der geeignetste Mann ist, da er sich in dem Wirrsal des königlichen Gemüts auskennt und das Vertrauen des Monarchen in hohem Maße genießt.

Von der Erreichung eines konkreten Zieles konnte zunächst nicht die Rede sein, da durch direkte offizielle Verhandlungen in Berlin Kerns Bemühungen durchkreuzt, mindestens gefährdet und Napoleon verstimmt worden wäre. Außerdem handelte Gelzer rein als Privatperson und konnte keinerlei Vollmachten vorweisen. Darüber in seinem Bericht vom 8. Februar aus Berlin: «Bei jeder wichtigen Unterredung habe ich meine persönliche Stellung zur Schweiz und zu Preußen auf das bestimmteste bezeichnet, indem ich jedesmal wiederholte, zum Beispiel in der letzten Audienz beim König sowie nachher dem General von Gerlach gegenüber, daß ich keine Vollmachten habe, daß ich nicht als schweizerischer Abgeordneter weder offiziell noch offiziös hier sei, sondern ganz einfach als Vertrauensperson, als ein Mann, der die Verhältnisse und Personen in der Schweiz kenne und deshalb nach bestem Gewissen dem König und seinen Räten auf Wunsch Bericht erstatten wolle über das, was geschehen und über die jetzige Sachlage in der Schweiz. Hierüber habe ich weder schriftlich noch mündlich je den leisesten Zweifel walten lassen. – Gerade das Heikle, rein Persönliche und doch Verantwortungsvolle in meiner Stellung legt mir die Verpflichtung zu größter Vorsicht auf. Ich möchte dich hierüber ein für allemal beruhigen. Von Anfang an machte ich mir's zum Gesetz, in Bern und in Berlin in dieser ganzen Angelegenheit kein Wort zu sagen oder zu schreiben, was ich nicht im Notfalle hätte drucken lassen oder öffentlich vertreten können. Zu diesem Zwecke habe ich alle gewechselten Briefe, Billette und so weiter

genau gesammelt und verwahrt und bin hiedurch im Stand, später einem jeden die unzweideutigste Rechenschaft über alle meine Schritte zu geben. Mit größter Zuversicht könnte ich dem Bundesrat alle meine Akten vorlegen, wenn es nötig wäre.»

b) In Berlin

Am 2. Januar erreicht Gelzer Heidelberg, wo er sich mit Bunsen, diesem durch seine Tätigkeit in London und die Freundschaft mit dem König hervorragenden Kenner der Frage, bespricht. – Bunsen glaubt, Gelzer Erfolg in Aussicht stellen zu können, und teilt ihm seine Korrespondenz in der Neuenburger Frage mit, insbesondere mit dem Freiherrn von Stockmar², «welcher sich jetzt wie in jedem wichtigen Moment in London befindet, und der unbedingtes Zutrauen der Königin von England und ihres einflußreichsten Ministers genießt». Bunsen versieht Gelzer mit Briefen an den Prinzen von Preußen, Humboldt und andere, um ihm in Berlin die Wege zu ebnen.

Am 5. Januar hat Gelzer die erste, zweieinhalbstündige Audienz beim König. Daß diese beim König einen tiefen Eindruck hinterlassen hat, bedeutet bei dem Gefühlspolitiker Friedrich Wilhelm viel mehr als nur rationale Überzeugung. – Um doch etwas Schriftliches nach Bern bringen zu können, verfaßt Gelzer eine Denkschrift als Résumé des Gesprächs. In einer zweiten Audienz erklärt der König diese Zusammenfassung für genau (in Anwesenheit des mit Gelzer befreundeten Superintendenten Hoffmann).

Daß Gelzer daneben auch Beziehungen zu Manteuffel, v. d. Gröben u. a. anknüpft, wird für den Verlauf der viel schwierigeren zweiten Reise von Bedeutung sein. – Sein Berater im Gewirr der Parteien und Persönlichkeiten am Hof ist der treue Freund Usedom.

Der Inhalt der Denkschrift läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Der König ist bereit, nach Freilassung der Gefangenen über die Freigabe Neuenburgs gutwillig zu verhandeln. Gelzer darf über diese Erklärung verfügen. Wie sehr Gelzer zur Erreichung dieses Versprechens auf die spezielle Ideen- und Gefühlspolitik des Königs eingehen mußte, zeigen die vier wesentlichen Argumente, die er dem König entgegenhält:

1. Die Schweizer Konservativen anerkennen die Rechte des Königs, aber *alle* Schweizer werden ihr Vaterland verteidigen. Dadurch will Gelzer die Hoffnung des Königs, mit Hilfe der Konservativen die Schweiz zu restaurieren, zunichte machen.

² Christian Friedrich, Freiherr v. Stockmar, 1787–1863, aus Koburg.

2. Die evangelische Welt schaudert vor einem Krieg zwischen der Schweiz und Preußen zurück, zwischen zwei Ländern, welchen die Vorsehung einen gemeinsamen Weg gewiesen zu haben scheint. – Die politische und religiöse Einheit der evangelischen Welt ist weder für Gelzer noch für den König eine Fiktion, sondern eine ideelle Realität, beim König von fast mittelalterlicher Färbung, und die für diesen oft stärker ins Gewicht fällt als die Allianz der konservativen Mächte. Der König zögert also, den Frieden dieser evangelischen Welt zu zerstören, der doch nach seiner Meinung eine entscheidende religiöse und politische Sendung vorbehalten ist.

3. Gelzer erwähnt auch die Drohung Stämpflis, die Weltrevolution zu entfesseln.

4. Auch ein preußischer Sieg könnte nicht zur dauernden Stärkung der schweizerischen Konservativen führen, einem wichtigen Ziel der königlichen Politik gegenüber der Schweiz, sondern höchstens die jesuitisch-ultramontane Reaktion fördern, die beiden Gesprächspartnern ebenso verhaßt ist wie der Radikalismus.

Gelzer kann mit dem Erreichten zufrieden sein und am 9. Januar nach Basel telegraphieren: «Ich komme am Sonntagabend zurück mit gutem Erfolg.» Am 11. langt er in Basel an.

Immerhin versucht Berlin, über Gelzer einen militärischen Druck auf die Schweiz auszuüben, denn sowohl der König als auch Mantuffel teilen Gelzer mit, daß Napoleon nach sicheren Informationen im Falle der Nichtfreilassung gegen eine Sperre oder sogar einen Angriff Preußens nichts einzuwenden habe.

c) Berichterstattung in Bern

Am 12. Januar begibt sich Gelzer mit Ständerat Stachelin und Bürgermeister Burckhardt zur Berichterstattung nach Bern. Dr. Kern ist schon am 10. in Basel eingetroffen und hat Gelzers Berichte aus Berlin eingesehen; schon vor Gelzers Ankunft in Basel ist er sofort nach Bern weitergereist.

Gelzer und der Basler Kreis, wie auch Kern, sind hochgestimmt über die Erfolge in Paris und Berlin und zweifeln nicht mehr an einer friedlichen Lösung im Sinne der Schweiz.

In diesen Tagen soll von der Bundesversammlung auf Grund der Berichte Gelzers und Kerns die Freilassung der Gefangenen beschlossen werden. – Daß die beiden Unterhändler einhellig und in völliger Übereinstimmung mit dem Bundesrat ihr Ziel verfolgt haben, ist mit ein Vorteil gegenüber der winkelzügigen und oft widersprüchlichen preußischen Politik.

Der zweite Aufenthalt in Bern dauerte über eine Woche, und zwar auf Wunsch des Bundesrates, den Gelzer durch persönliche Unterredungen in seiner Politik (Freilassung der Gefangenen) gegen die unverantwortlichen «Ultraradikalen» unter Führung Fazys unterstützen soll.

Fazy, den Gelzer am 12. Januar zufällig als ersten trifft, ist über den Ausgang des Konfliktes skeptisch und sagt bezeichnenderweise: «L'affaire ne finira pas de sitôt.»

Am 13. vormittags hat Gelzer die erste Unterredung mit Kern. Er gibt diesem zum Gebrauch in der parlamentarischen Kommissionssitzung, der er selbst als nicht offiziell Beauftragter nicht beiwohnen kann, Kenntnis von seiner Berliner Denkschrift. – Kern ist überzeugt, daß seine Mission mehr Erfolg haben werde als diejenige Dufours, da der Bundesrat klüger geworden sei und «den Ernst des Moments besser erkenne als zuvor», besonders seit der mißglückten Reise Furrers; wie man sich in Bern erzählt, ist dieser besonders in Frankfurt und München (Rechberg und v. d. Pforten) sehr übel und unfreundlich empfangen worden. Zudem vertritt Kern seine Sache mit viel größerem Eifer als Dufour, der sich «vor dem Bundesrat offenbar schwach benommen hat». «Il a vieilli», habe der Kaiser von ihm gesagt. – Gelzer sieht in Dufours wenig energischer Haltung den eigentlichen Grund, daß der Konflikt sich noch mehr zugespitzt hat.

Am selben Vormittag um 10 Uhr findet das erste Zusammentreffen Gelzers mit Bundespräsident Fornerod statt, der den Bundesrat geschlossen hinter sich weiß, aber in den Räten Opposition gegen die Freilassung voraussieht; kurz darauf bespricht sich Gelzer mit Furrer.

Um 3 Uhr nachmittags hat Gelzer eine einstündige Unterredung mit Stämpfli, «worin er mich diesmal mit vieler Zuvorkommenheit empfing und behandelte» und Gelzer den Dank des Bundesrates ausspricht. – Wie wenig aber Stämpfli nach Gelzers Meinung immer noch das eigentliche Hindernis für die reibungslose Lösung begriffen hat, nämlich den Charakter des Königs, zeigt folgender, von Gelzer rapportierter Vorfall: «Nur bei einem Punkte wurde St. lebhaft, als ich wiederholt darauf zurückkam, wie wichtig es sei, daß in dem Beschlusse und den weiteren Maßnahmen nichts für den König Verletzendes vorkomme, weil hieran möglicherweise alles oder doch vieles scheitern könnte. Hierauf entgegnete er mir, in seiner halb naiven, halb derben, auffahrenden Weise, er sei sich nicht bewußt, daß der Bundesrat in seiner bisherigen Behandlung durch ‚Grobheit‘ gerechten Anlaß zu Klagen gegeben habe.»

Aber wie Fornerod schätzt Stämpfli eine Zusicherung des

Königs einem Schweizer gegenüber, der außerdem – das ist für Stämpfli der wesentliche Erfolg Gelzers – nicht der Vermittlung Napoleons zu verdanken ist. Er bezeichnet diese Zusicherung als eine «moralische Garantie». – Stämpfli und Gelzer sind sich darüber einig, daß man sich in Bern nicht mehr «durch Diplomaten für Zwecke der ausländischen Politik inspirieren» lassen dürfe. «Es sei mit aller Kraft zu verhüten, daß Bern nicht wie Konstantinopel der Kampfplatz werde, wohin die Großmächte ihre diplomatischen geheimen und offenen Kriege verlegen.» Entsprechend lautet eine Äußerung Furrers, die Gelzer hinterbracht wird: «Jetzt steht die Schweiz durch ihre Haltung groß da und hat die allgemeine Sympathie noch für sich. Drum ist die höchste Zeit, daß man annehme. Tun wir es nicht, so steht die Schweiz schon in 14 Tagen klein da, und der günstige Moment ist für uns verloren.»

Von einer zweiten, kurzen Entrevue mit Kern, die sich an den Empfang bei Stämpfli anschließt, berichtet Gelzer, Kern sei «durch die freundliche Aufnahme des Kaisers trunken vor Freude» und werde nun seine Ehre daransetzen, die Annahme der französischen Vermittlungsvorschläge in Bern zu erreichen. Kern eröffnet Gelzer die vertrauliche Mitteilung eines königlichen Briefes durch Napoleon, in dem der König die Vermittlung des Kaisers in Anspruch nimmt und seine Verzichtleistung in Aussicht stellt; letztere Erklärung gebe er, der König, aber nur gegenüber Napoleon ab, nicht gegenüber der Schweiz. – Diese Einschränkung erhöht den Wert der Gelzerschen Mission.

Am Abend desselben Tages (13. Januar) wird von der parlamentarischen Kommission Gelzers Denkschrift besprochen.

Wie Gelzer schon anlässlich seines ersten Besuches in Bern befürchtet hat, geht die Opposition vom Demagogen Fazy aus. Schon am 13. abends toben er und sein Anhang in den Wirtshäusern gegen die Vorschläge der Kommission (Freilassung der Gefangenen, Vermittlung Napoleons): «C'est une infamie, c'est vendre la Suisse!» – Auch der englische Gesandte, Gordon, steht in Gegensatz zur bundesrätlichen Politik. Gelzer berichtet darüber: «Fazy selbst behauptete, Gordon sei gestern bei ihm gewesen. Auch heißt es, Fornerod habe Gordon erklärt: ‚Die Schweizer sind keine Türken, und Sie sind hier nicht der englische Gesandte in Konstantinopel.‘»

Am 14. Januar fordert der Bundespräsident Gelzer zu weiterem Bleiben über den Schluß der Session hinaus auf und teilt ihm durch Bürgermeister Burckhardt die Maßnahmen gegen die Gefangenen mit, die von Oberst Denzler und Staatsrat Piaget durchgeführt werden sollen, und zwar «mit möglichster Schonung», ein Punkt,

auf den Gelzer im Hinblick auf die Empfindlichkeit des Königs größtes Gewicht legt.

Am 15. Januar sendet Gelzer Depeschen an Manteuffel, an Generalsuperintendent Hoffmann (zu Händen des Königs) und an Bunsen. Die beiden ersten enthalten die Mitteilung, daß die Sache in Bern entschieden sei, da der Ständerat bestimmt annehme.

2. Zweite Reise

a) Vorbereitungen in der Schweiz

Während Burckhardt und Stachelin am 17. Januar nach Basel zurückkehren, bleibt Gelzer, um auf Bitten Fornerods hin die Instruktionen für eine zweite Berliner Reise entgegenzunehmen. Die Anregung zu dieser Reise ist vom Bundesrat ausgegangen. Dieser erstrebt nämlich eine Einigung direkt mit Preußen vor den entscheidenden Konferenzen der Protokollmächte (ohne Zweifel auf Antrieb Stämpflis), um so sich der Bevormundung durch Frankreich und wohl auch England («Wir sind keine Türken») zu entziehen und der Vermittlungstätigkeit Napoleons das ausschließliche Verdienst zu nehmen. Die Mächte hätten dann die schweizerisch-preußische Vereinbarung nur noch zu sanktionieren, nicht mehr zu diskutieren.

Zu diesem Ziel soll eine zweite Parallelaktion Kern/Gelzer führen, wobei jener in Paris mit dem preußischen Gesandten, dieser inoffiziell mit dem König und dem Hof über die endgültige Entlassung Neuenburgs nach nun erfolgter Freilassung der Gefangenen verhandeln und entsprechende Erklärungen erreichen soll.

Um auch nicht den Schein einer offiziellen Mission zu erwecken, lehnt Gelzer vorläufig die von Fornerod angebotene Reiseentschädigung ab. «Das Gewicht der verantwortlichen Ratgeber wog bei Friedrich Wilhelm immer weniger als das Gegengewicht der unverantwortlichen³.»

Eine weitere Instruktion empfindet Gelzer als äußerst unangenehm: «Der unangenehmste Teil seines Wirkens in Berlin wären nach seinem Gefühl die Vorstellungen, welche er im Interesse eines künftigen guten Einverständnisses gegen von Sydows ferneres Auftreten als Gesandten zu tun hätte. Seine Stellung sei wankend geworden, es müßte den letzten Stoß geben. In Bern sehe man ihn als eine Unmöglichkeit an⁴.»

³ Hartung, v. Anm. 1.

⁴ Sydow war der persönliche Freund des Königs und teilte von allen preußischen Diplomaten am rückhaltlosesten dessen politische Anschauungen und dessen Stellungnahme im Neuenburger Konflikt. Er wurde schweizerischer-

Die Gründe des Bundesrates für die gewünschte Entfernung Sydows mögen zunächst persönlicher Art gewesen sein, besonders von seiten Stämpflis, dann weltanschaulicher Art, denn wie konnte sich der radikale Bundesrat mit diesem starren und extremen Vertreter des christlich-germanischen Geistes verständigen? Der äußere Anlaß war aber ohne Zweifel das Doppelspiel, das Sydow nach der Meinung des Bundesrates bei der Schilderhebung gespielt haben sollte: Der Bundesrat war davon überzeugt, daß die Anstiftung dazu von Sydow ausgegangen sei. Diese Annahme war zwar naheliegend, aber durchaus unzutreffend.

Jedoch ist Gelzer davon überzeugt, daß sich ihm in der Kernfrage keine ernstlichen Hindernisse mehr in den Weg legen können, worin er durch einen Brief «von einflußreicher Seite» bestärkt wird, den er am 19. Januar, am Tage seiner Rückkehr nach Basel, erhält: «. . . so werden Sie gewiß auch ferner dazu beitragen, die Nachwehen gereizter Stimmung zu mildern. Hier ist davon nichts zu spüren; es mögen nun ihre konservativen Freunde die bis zum letzten Augenblick fortgeführten Rodomontaden der Kreuzzeitung für nicht mehr halten, als sie sind, nämlich die Wichtigtuerei einer Koterie, die in dieser Sache wenigstens in ihrer neuesten Phase ohne Einfluß war. Daß Preußen sich auch hier wieder ungeschickt und schwach gezeigt, werden Sie mit uns fühlen. Über den Ausgang der weiteren Verhandlungen kann die Schweiz sehr ruhig sein, da Europa den Verzicht will. Es handelt sich nur um einigen Schein der Freiwilligkeit, um Bedingungen, die die Schweiz nicht belästigen werden.»

b) Reise nach Berlin und erster Überblick

Aber schon in Heidelberg, wo Gelzer am 23. Januar eintrifft, um sich durch Bunsen über die Stimmung in Berlin unterrichten zu lassen, muß er «mit Bedauern vernehmen, daß die Sache in Berlin nicht sehr gut stehe». – Der englische Gesandte in Berlin habe nach London gemeldet, daß der König jetzt nach der Freilassung der Gefangenen seine Forderungen höher zu spannen scheine und man großen Schwierigkeiten entgesehe. Ferner fürchtet Bunsen die Umtriebe der Kamarilla und der Ultraroyalisten von Neuenburg. Die Ränke von Vogt und Konsorten, die die Verhandlungen «auf die Sandbank treiben» wollen, könnten zu diesem Zwecke ausgeschlachtet werden. – Gelzer und Bunsen sind sich darüber einig,

seits, wohl ungerechterweise, beschuldigt, Initiant des Neuenburger Aufstandes von 1856 gewesen zu sein. Vgl. Bonjour, Vorgeschichte des Neuenburger Konflikts 1848–56, a. a. O.

daß zwar die Kriegsgefahr überstanden sei, daß aber die Erhaltung des Status quo, die sich beim Scheitern der Verhandlungen ergeben würde, eine ebenso schlimme Lösung darstelle.

Mit gemischten Gefühlen erreicht Gelzer am 24. Januar Berlin. – Seine zweite Mission ist bedeutend schwieriger als die erste. Die Hindernisse sind mannigfaltig: die unberechenbare Stimmung des Königs, die von Gelzer höchste Anspannung, Geduld und Klugheit erfordern wird; dann die Quertreibereien der Regierung und Gegenregierung und der Neuenburger Royalisten und anderer einflußreicher Persönlichkeiten, ein fast unentwirrbarer Knäuel von sich widersprechenden Interessen und Anschauungen, die alle beim König Gehör fordern; ferner die durch seine inoffizielle Stellung gegebenen Schwierigkeiten, welche sich durch den Mangel an Vollmachten und die schwerfälligen Verbindungen mit dem Bundesrat (über die Basler Freunde, welche die ganze Korrespondenz zunächst kopieren und auch etwa zensurieren und dann nach Bern weiterleiten und die entsprechenden Antworten des Bundesrates ebenso behandeln, so daß Gelzer wichtige Mitteilungen oft später erhält als der Hof, wodurch er ins Hintertreffen zu kommen droht) auszeichnen.

Trotzdem hält er mehr als einen Monat auf seinem Posten aus (vom 24. Januar bis 27. Februar) und meistert dieses ganze Chaos von Höflingen und Diplomaten und widerlichen Umständen mit der inneren Kraft, die ihm die ethische und historische Berechtigung der Sache und die Höhe des Einsatzes geben.

Der Kreis der Verhandlungspartner ist bei dieser zweiten Mission sehr viel größer: außer dem König, der drei Audienzen gewährt (am 1., 15. und 25. Februar, als Eingangs-, Haupt- und Abschiedsaudienz), Ludwig von Gerlach als Vertreter der Kamarilla, Mantuffel und Bismarck als Vertreter der verantwortlichen Regierungspolitik, eine Reihe weiterer Persönlichkeiten aus der Umgebung des Königs, ferner Vertreter verschiedener Fraktionen der Neuenburger Royalisten. Dazu kommen Korrespondenzen mit dem Bundesrat, dem Basler Kreis, Kern in Paris und Gonzenbach, dem schweizerischen Parteifreund.

Unterdessen haben die Basler Freunde, die die Korrespondenz Gelzers und Fornerods vermitteln, eine Art Komitee gebildet, in der Hauptsache bestehend aus den beiden Bürgermeistern und dem Schwager Carl Sarasin, das nach eigenem Ermessen und im Einvernehmen mit Gelzer die beidseitige Korrespondenz zensuriert, d. h. nur das nach ihrer Ansicht geeignete weiterleitet. Besonders die vertraulichen Berichte Gelzers erfahren derartige Beschneidungen. Dafür geben die Freunde Gelzer eigene Gutachten über die

Lage ab, die mehr aussagen können, als die zwar auch inoffiziellen, aber doch von offizieller Seite kommenden Schreiben des Bundespräsidenten Fornerod.

c) Konferenzen mit Gerlach und erste Audienz beim König

Die erhöhten Schwierigkeiten führt Gelzer auf die relative «Sicherheit und Abspannung nach Erreichung des Hauptzwecks» zurück, ferner auf die Anwesenheit Gerlachs, der tatsächlich bei den Verhandlungen Gelzers eine wichtige Rolle spielen wird. Gelzer erkennt, daß die Kamarilla sich der Sache wieder angenommen hat, so daß also die typische Dreispännigkeit der preußischen Außenpolitik jener Zeit: Regierungspolitik, Kamarillapolitik und die auch mit letzterer sich nicht immer deckende persönliche Politik des Königs Gelzer viel zu schaffen machen wird.

Zunächst wird er vom König durch Vermittlung Hoffmanns, der auch während des Berner Aufenthalts Gelzers durch Austausch ostensibler Schreiben die ständige Fühlungnahme zwischen dem König und Gelzer aufrechterhalten hat, unter der Begründung des Zeitmangels an Gerlach verwiesen, was Gelzer richtig dahin interpretiert, daß der König seine Beschlüsse von denjenigen des Generaladjutanten abhängig macht («er sei der wahre Minister des Auswärtigen»).

Am Sonntag, den 25. Januar, spricht Gelzer anderthalb Stunden mit Gerlach. Es ist sein Ziel, Gerlachs intransigente Haltung gegenüber der radikalen Schweiz («sein Sinn ist von Marmor») zu modifizieren und dasjenige Gesinnungsmoment auszuschalten, das von preußischer Seite ja die ganzen Schwierigkeiten hervorgerufen hat, das aber der wesentlichste Gesichtspunkt Gerlachs ist, nämlich das Bestreben des christlich-germanischen Kreises, die Neuenburger Angelegenheit zur Bezähmung des schweizerischen Radikalismus auszunützen⁵.

Gelzer stellt sich durchaus nicht ausschließlich auf den Standpunkt der sogenannten Realpolitik, sondern – und dies ist bei seinen Verhandlungen in Berlin seine Stärke – er gebraucht die Waffen des Partners, indem er eine ihm natürliche konservativ-idealistische, allerdings nicht reaktionär-vormärzliche Haltung einnimmt.

Was Gelzer im einzelnen gegenüber Gerlach ausführt, resümiert er folgendermaßen: «Seit vorgestern königliche Jagden. Es ist klar,

⁵ Wir sehen also hier Ursprung und Sinn jener Bedingungen Preußens, die von der Schweiz in konsequenter Verfolgung ihrer Politik dann tatsächlich in Paris abgelehnt wurden, was wiederum Gelzers Schwierigkeiten erhöhte.

man will Zeit gewinnen und sich nicht durch Napoleon zur Eile drängen lassen. . . . Der Gedanke, den ich in den Vordergrund bei allen meinen Unterredungen stelle, ist, Preußen möge rasch, aus freien Entschlüssen und in großem Stile handeln, jetzt rasch in Paris das Wesentliche zum Abschluß bringen mit dem dortigen schweizerischen Delegierten und Napoleon, und durch die Konferenzen seine Entschlüsse nur noch unterzeichnen und besiegeln lassen. Dadurch wahre Preußen seine Selbständigkeit gegenüber den andern Mächten, bereite sich eine neue, höchst günstige Stellung in der Schweiz vor und wirke indirekt auch am wohlthätigsten auf die Zukunft Neuenburgs hin. Die rechtliche Entlassung Neuenburgs in den schweizerischen Verband könne Preußen mit dem Vorbehalte aussprechen, so lange die Neutralität und die Integrität des schweizerischen Territorialbestandes unangetastet bleibe, eine Klausel, die auch in der Schweiz nur willkommen sein kann den etwaigen Gelüsten Frankreichs und Österreichs und künftigen Krisen gegenüber; die Verwandlung der Revenuen in eine milde Stiftung, die Garantie der sonstigen Stiftungen und des Vermögens der Bourgeoisien durch den Bund, Vermeidung jedes Scheins eines ausländischen Drucks, Wahl eines seiner Mission gewachsenen Gesandten; das sind die Hauptpunkte, auf die ich immer werde zurückkommen. Sie würden das Wesentliche gewähren. Gott gebe, daß man nicht hohen Wert auf den Schein lege!»

Gerlach greift daraus den Gedanken der direkten Verhandlungen auf und fordert zur Demonstration des schweizerischen Verhandlungswillens auf: Die Schweiz soll den ersten Schritt tun (der, obwohl hier von Gerlach noch unbestimmt formuliert, in nichts anderem als der Entsendung eines offiziellen schweizerischen Vertreters nach Berlin bestehen soll). Gelzer lenkt ab, indem er die Befürchtung äußert, daß ein solcher Schritt von Napoleon als Beleidigung aufgefaßt werden könnte, und die Meinung äußert, daß ein erster Schritt seitens der Schweiz durch die Freilassung der Gefangenen bereits erfolgt sei.

Die nun folgende Woche wird ausgefüllt durch Gespräche mit weiteren einflußreichen Persönlichkeiten, auf die Gelzer in obigem Sinn einzuwirken versucht, und durch die sorgfältige Sondierung der vielfachen Intriguen und Hindernisse.

Endlich, am 1. Februar, einem Sonntag, gewährt der König eine erste Audienz, die sich ausschließlich um den Modus der erfolgten Freilassung dreht. – Der König ist «tief verletzt» über die Verbannung der Freigelassenen und die erzwungene Unterschreibung einer Verpflichtung, die Schweiz, unter Androhung der Strafmaßnahmen auf Grund des Strafrechtes, zu meiden. Auf diese Weise,

so meint der König, seien die Verbannten Verbrechern gleichgestellt. Zudem seien auch eine Anzahl nicht Inhaftierter (*prévenus*) in die Maßnahme einbezogen worden. Es sei aber eine bedingungslose Freilassung zugesagt worden. Gleich darauf aber erklärte der König, er habe eingewilligt, daß man den Gefangenen das Versprechen abnehme, das Land bis zum Abschluß der Verhandlungen zu verlassen.

Damit verwickelt sich der König – Gelzer hütet sich wohl, dies ihm gegenüber auszusprechen – in einen juristischen Widerspruch, denn entweder ist bedingungslose Freilassung oder Freilassung unter der Bedingung, das Land zu verlassen, vereinbart worden. Aber das sei dahingestellt. Jedenfalls dreht sich der Streit um den Modus der Erfüllung dieser Bedingung, über den unseres Wissens in den Vereinbarungen mit Dr. Kern nichts bestimmt wurde. Der König dachte sich die Erfüllung wahrscheinlich etwa so, daß das Versprechen nur auf Ehrenwort hätte abgenommen werden dürfen und ohne Strafandrohung. Diese «ritterliche» Art der Entlassung hätte ganz den Anschauungen Friedrich Wilhelms entsprochen. Aber sie hätte für die Schweiz keine rechtliche Basis ergeben; das Pfand wäre ihr entglitten. – Es zeigt sich hier schlaglichtartig die Verworrenheit des königlichen Denkens: Er mutet der Schweiz zu, eine Bedingung, die außerdem gar keine ist, so zu erfüllen, daß deren rechtliche Folgen doch nicht eintreten können. Aber auch der tiefe Gegensatz zwischen der christlich-germanischen Ideenwelt des Königs und der radikalen Staatsauffassung kommt zum Ausdruck: An Stelle des patriarchalisch regierenden Landesvaters tritt das Gesetz, an Stelle des persönlichen Verhältnisses zwischen Gefolgsherrn und Gefolgschaft, das auf mittelalterlich-ritterlichem Ehrbegriff beruht, tritt das bindende Rechtsgeschäft.

Der König sieht in der Maßnahme gegenüber den Gefangenen eine Verhöhnung Preußens; er könne nicht in Verhandlungen eintreten, solange die Dinge so lägen. Er verlange vom Bundesrat eine öffentliche Erklärung, die sich von den Maßnahmen der Neuenburger Regierung distanzieren und die Strafandrohungen aufheben soll. Gelzer kann dem König nichts Wesentliches erwidern und verspricht, in Bern, Paris und Basel Informationen zu verlangen. – Damit ist die erste Audienz beendet.

Wie groß die Gegensätze sogar zwischen dem König und dem unverantwortlichen Leiter der Außenpolitik, Gerlach, sind, zeigt der Besuch Gerlachs bei Gelzer am folgenden Tag. Gerlach distanziert sich ausdrücklich von der Aufbauschung des Ausweisungsmodus durch den König und schreibt diese unverantwortlichen persönlichen Einflüssen zu (Niebuhr, Sydow und «zwei Damen»).

Zur Kernfrage bemerkt er, daß er seit dem 3. September, an dem er übrigens unbeteiligt sei, der Meinung sei, die Frage solle erledigt werden (ohne Zweifel im Sinne einer Entlassung Neuenburgs). Hingegen versteifte er sich immer noch auf direkte Verhandlungen in Berlin, was im Hinblick auf die Pariser Verhandlungen unkonsequent erscheint. Auch über diesen Punkt muß sich Gelzer darauf beschränken, Gerlach zu versprechen, die Meinung des Bundesrates einzuholen, obwohl er eine Ablehnung voraussieht.

Die Anregung zu direkten offiziellen Verhandlungen scheint übrigens ursprünglich von schweizerischer Seite ausgegangen zu sein, denn in jenen Tagen teilt Oberstleutnant Röder Gelzer einen Brief Gonzenbachs vom Dezember mit, worin dieser anfragt, ob eine schweizerische Delegation in Berlin empfangen würde. – Auch v. d. Gröben und Bismarck optieren Gelzer gegenüber für direkte Verhandlungen.

Mit Mißbehagen erfährt übrigens Gelzer am selben 2. Februar, daß zwei Deputationen der Neuenburger Royalisten in Berlin erwartet werden.

*d) Wartezeit. Die Neuenburger Royalisten*⁶

Gelzer stellt während seiner unfreiwilligen Muße – in Erwartung der Mitteilungen Fornerods und Kerns – wenig erfreuliche Betrachtungen an. Zweimal ist er im Begriff, alles liegenzulassen und abzureisen, wird aber von Bismarck und dem Generalsuperintendenten Hoffmann zurückgehalten. – Der sachliche Ausgang des Konflikts steht für ihn fest: die gänzliche Verzichtleistung. «Nur, daß sich diese Hoffnungen nicht auf die schöne, würdige und rasche Weise erfüllen, wie ich sie gewünscht und erstrebt, und wofür ich hieher gekommen, das schmerzt mich tief, auch habe ich mit gewissen Gefühlen auf immer gebrochen.» Die Eindrücke in Berlin sind also ein weiterer wichtiger Antrieb, sich innerlich völlig von diesen antiquierten Überbleibseln des Vormärz zu trennen.

In jenen Tagen hat Gelzer Unterredungen mit Graf Schwerin, Alexander von Humboldt und dem hamburgischen Geschäftsträger.

Doch hauptsächlich von Bismarck («einem viel geltenden und vortrefflich unterrichteten Mann») erhält er wichtige Aufschlüsse über die Lage am Hof, die Bismarck schärfster Kritik unterzieht. Er ermuntert Gelzer zum Durchhalten. Er erwarte viel von einer weiteren Audienz, nur müsse man die rechte Zeit und Stimmung

⁶ Vgl. E. Bonjour, *Royalistische Einflüsse auf den Abschluß des Neuenburger Konfliktes 1857*, in *Mélanges Charles Gilliard*, Lausanne 1944, p. 616 ff.

dafür abwarten. Der König sei gegenwärtig sogar für Gerlach unzugänglich und stehe unter dem unheilvollen Einfluß Niebuhrs. Nach Bismarcks Meinung soll Gelzer versuchen, beim König eine Milderung der Bedingungen für die Entlassung Neuenburgs zu erreichen, die er Napoleon gegenüber gestellt habe, sonst könnten die Verhandlungen in Paris daran scheitern. Die durch die europäische Politik bedingte Schwenkung Österreichs zugunsten Preußens und Napoleons Erregung über die Behandlung der Gefangenen könnten außerdem noch genügend Schwierigkeiten hervorrufen. Dann spricht sich Bismarck ehrlich über seine wahre Einstellung zum Hof und zum König aus: «Es sei ihm sehr lieb, äußerte Bismarck, daß auch ich aus eigener Erfahrung ersehen kann, mit welchen Schwierigkeiten in Berlin jeder zu kämpfen habe, der sich ein staatsmännisches Ziel vorgefaßt. Man glaube mit dem König über Geschäfte so verhandeln zu können, wie dies geschäftlich in Ordnung sei, aber das ist nicht möglich. In frühern Jahren ließ er sich durch Männer, wie Thiele, Stollberg, imponieren, die durch Alter, Erfahrung und große geleistete Dienste ein Übergewicht über ihn gewonnen. Jetzt lebt kein solcher Mann mehr, wir müssen ihn als einen Patienten behandeln. So handeln auch Gerlach und Hoffmann.»

Inzwischen sind die beiden Delegationen der Neuenburger Royalisten in Berlin angelangt, diejenige der strengeren Richtung unter der Führung von de Rougemont und Guillebert, die Gemäßigten (Richtung Calame) unter de Pury, dazu unaufgefordert Sorel (von Lasagne) und der Prediger Gagnebin, die zur Putschpartei gehören. Gagnebin ist «der erhitzteste und rastloseste von ihnen» und möchte durch persönlichen Einfluß auf den König mindestens die Erhaltung des Status quo (d. h. Ablehnung eines rechtlichen Verzichts) erreichen. Da ihm der König mit aller Freundlichkeit keine bestimmten Zusicherungen geben kann und ihm «gute Reise wünscht», droht Gagnebin mit der Veröffentlichung von Memoiren.

Gelzer lehnt ein vorgesehenes Diner mit den Royalisten als kompromittierend ab.

Aus einer Unterredung Rougemonts mit Hoffmann erfährt er ein Faktum, dem er größte Bedeutung beimißt: Im Jahre 1851 habe der König in Baden den Royalisten gegenüber die feierliche Erklärung abgegeben, nie von ihnen zu lassen. «Nun ging mir ein plötzliches Licht auf, warum der König meinem Vorschlage zu raschem Abschlusse aus dem Wege gehen möchte. Jenes frühere Versprechen wirkt wahrscheinlich wie ein Riegel, und Rougemonts Gegenwart hat ihm das so recht wieder ins Gedächtnis

gerufen.» Deshalb wolle sich, sagt sich Gelzer, der König, um sein Versprechen nicht zu brechen, von den Mächten zum Verzicht *drängen* lassen und ihn nur unter Zwang aussprechen – «ein für Preußen unwürdiger Vorgang».

Gelzer hält es deshalb für seine Pflicht, gerade Rougemont und seinen Freunden die Augen zu öffnen über die wahre politische Lage und sie zu veranlassen, den König seines Versprechens zu entbinden. «Dieses wird aber eine schwere Aufgabe, denn Rougemont ist bei aller sonstigen Ehrenhaftigkeit eigensinnig, eingebildet und phantastisch.»

Dieses Vorhaben ist dann laut Bericht vom 14. Februar gelungen, und zwar dadurch, daß Gelzer durch verschiedene Mittelspersonen auf die Delegation einwirkte. «Pury war zum vornherein einverstanden, dem v. Rougemont dagegen sind erst jetzt die Augen aufgegangen, er ist von den meisten seiner früheren Voraussetzungen zurückgekommen, er sieht jetzt ein, wie sehr er sich über Menschen und Verhältnisse getäuscht hat, und wirkt jetzt selbst dazu mit, die Unhaltbarkeit mancher vordem gestellten Bedingungen und das Gefährliche des Statusquoprojektes nachzuweisen.» – Borel reist ab. Nur Gagnebin läßt sich nicht bereden und hat mit dem König unfruchtbare Rührszenen. Dann, am 15. Februar, das Ende eines romantischen Traums: «v. Rougemont überraschte mich mit seinem Besuche, es waren traurig ernste Stunden, in denen er sich aber als voller Ehrenmann wahrhaft offen und nobel bewies, so daß die Diskussion nie ganz ihre reine Haltung verlor.»

Übrigens ist, wie Gelzer erfährt, den Neuenburger Royalisten von Preußen ein für die Schweiz gefährlicher wirtschaftlicher Kompensationsvorschlag gemacht worden: «Dagegen sei von seiten des Handelsministers jede Erleichterung zu einer Niederlassung in den Rheinprovinzen angeboten worden zum Zwecke einer Uhrenmanufaktur.» – Preußen verstand es von jeher, aus der calvinistischen Emigration Nutzen zu ziehen!

Am Schluß der Wartezeit, die bis zum 15. Februar dauert, also volle 14 Tage, zieht Gelzer das Fazit seiner bisherigen Tätigkeit: Die Schwierigkeiten sind einerseits durch die Schwenkung Österreichs und die Versprechungen von 1851 gewachsen; andererseits hat Gelzer Gerlach, v. d. Gröben und Hoffmann in seinem Sinne beeinflussen können. – Er gibt seinen ursprünglichen Plan, den König zu großzügigem Verzicht durch Hatzfeld Napoleon *und* Kern gegenüber und *vor* den Konferenzen zu bewegen, nicht auf, wengleich er den Eindruck hat, daß es fast zu spät ist.

Die sachlichen Voraussetzungen für eine zweite Audienz sind gegeben, da die Antworten Fornerods, Kerns, Bürgermeister

Sarasins und Gonzenbachs unterdessen eingetroffen sind. Sachlich bringen sie allerdings nichts Neues und können die Erwartung des Königs nicht erfüllen, denn weder ist Bern in der Lage, direkte Verhandlungen mit Berlin einzuleiten, noch können «befriedigende Auskünfte» in der Herzensangelegenheit des Königs, der Gefangenfrage, erteilt werden.

Nicht die Ablehnung der königlichen Wünsche an sich, sondern die Art der Ablehnung und die ganze Einstellung des Bundesrates zum König veranlassen Gelzer zu folgender bissiger Bemerkung: «Daß die Angeln der schweizerischen Unterhandlungen in Paris hängen, ist ganz richtig (das habe ich hier stets hervorgehoben), aber nicht minder richtig ist, daß für den Gang der Unterhandlungen in Paris auch viel von Berlin abhängt; das weiß man in London und Paris sehr gut und sollte es auch in Bern merken, wo überhaupt bis jetzt weit mehr Lehrjahre als Meisterjahre der Staatskunst zu verspüren waren.»

e) Die Hauptaudienz

Zur Einleitung dieser Audienz begibt sich Gelzer am 11. Februar zu Manteuffel, um mit ihm die Frage der direkten Verhandlungen in Berlin zu besprechen. Doch Manteuffel ist offenbar nicht «kompetent» und gibt ausweichenden Bescheid. – Der kompetentere Gerlach, den Gelzer daraufhin aufsucht, betrachtet, abgesehen von der Diskutierbarkeit der Bedingungen des Königs, diese als einmal gestellt und faßt die Möglichkeit ins Auge, daß der König im Falle der Ablehnung seiner Vorschläge durch die Schweiz die Verhandlungen abbrechen und den Status quo beibehalten wird (was ursprünglich auch Gerlach gewollt hat).

Am 13. Februar schickt Gelzer eine Adresse an den König, um ihn, da die Antworten aus der Schweiz und Paris eingetroffen seien, um eine neuerliche Audienz zu bitten.

Diese Audienz dauert dreieinhalb Stunden, und trotzdem kann Gelzer nicht alles vorbringen, da der König meist selbst spricht und die neuralgischen Punkte durch sprunghafte Wendungen des Gesprächs umgeht. Gelzer verfolgt mutig sein Ziel: «Bei wichtigen entscheidenden Worten sah ich ihm stets ruhig in die Augen. Wenn ich mir jetzt alles zurückrufe, was ich in seiner Gegenwart ausgesprochen, so möchte ich fast mich selber fragen, woher ich den Mut genommen, in dieser von Schmeichelei, Unwahrheit und Falschfärberei durchdrungenen Zugluft diese Sprache zu führen? Die Antwort ist, was mich in diesen kritischen Stunden stärkte, war der göttliche Schirm und Schutz des Gewissens, das Bewußtsein,

daß ich nichts suchte und wollte, weder für mich noch für andere, als Wahrheit und Gerechtigkeit, nichts als die Ehre und das Wohl sowohl Preußens als der Schweiz.»

Der König kommt trotz aller Vorstellungen Gelzers immer wieder auf dieselbe fixe Idee zurück: Wegen der Behandlung der Gefangenen nicht so mit der Schweiz unterhandeln zu können, wie er es gewünscht hätte (die durch Gelzer vermittelten Erklärungen des Bundesrates weist er als völlig ungenügend zurück), ferner, daß der Bundesrat anscheinend die Bedingungen Hatzfelds nicht annehmen werde. «Wenn er, wiederholte er oft, mit Männern der wahren Schweiz zu tun hätte, so wäre alles anders, jene halten Treue und Glauben, diese, die Republikaner von Neuenburg, hätten vor keinem göttlichen und menschlichen Rechte Achtung.»

Der König will Gelzer länger in Berlin zurückhalten, aber dieser bittet um die Erlaubnis zur Rückreise, die er im Interesse der Sache beschleunigen will.

Die Unterredung hat auf den König einen großen Eindruck gemacht: «Wir waren vorher schon aufgestanden und standen ganz nahe aneinander; er sah mich forschend an, und nach einer kurzen Pause entgegnete er: ‚Nun so reisen Sie mit Gott, aber ich hoffe, Sie kommen recht bald wieder zurück und bleiben wieder hier, so daß ich Sie recht oft sehen kann.‘ ‚Majestät, antwortete ich, ich reise tief bekümmert ab, ich sehe nur Dunkel vor mir.‘ ‚Ja, schloß der König, bekümmert bin auch ich, aber man muß sich in solchen Dingen nur immer an das nächste halten.‘ Damit trennten wir uns. Vorher, im Momente des Aufstehens, sagte er: ‚Diese Stunden werden mir unvergeßlich sein, auch Sie werden sich des 15. Februar erinnern.‘ ‚Ja, sagte ich, aber wir dachten uns wahrscheinlich sehr Verschiedenes dabei!»

Gelzer erscheint am Ende die ganze Audienz resultatlos trotz größtem persönlichem Entgegenkommen des Königs, denn dieser besteht starr auf seinem Standpunkt. Aber: «Obwohl nun dem Anschein nach der König ganz auf seinem Standpunkte beharrte, so wird doch vielleicht nach dem Urteil derer, die den König genau kennen, eine bedeutende Nachwirkung nicht ausbleiben. In solchen Fällen (sagt man mir) zeige sich die wahre Wirkung immer erst nachher; so werde es jetzt auch geschehen. Das schließliche Resultat werde doch ein versöhnliches und befriedigendes sein; nur werde es vielleicht langsam zustande kommen.»

Beim Abschied hat Gelzer vom König die Erlaubnis erhalten, in einer Denkschrift (die diesem am 24. Februar zugeht) seine wesentlichsten Argumente schriftlich noch einmal vorzulegen. Dieses Dokument ist ein dialektisches Meisterstück. Unter Beherr-

schung sämtlicher Register sachlicher und ideologischer Widerlegung geht Gelzer vollkommen auf die Ideenwelt und die Persönlichkeit des Königs mit großer Feinfühligkeit ein. Wir fassen den Inhalt zusammen:

Gelzers Reisezweck ist ein doppelter gewesen: Berichterstattung über seine Verhandlungen und die Vorgänge in Bern, und die Hoffnung auf eine definitive Lösung der Frage (für Gelzer bedeutet das die Erreichung eines Stimmungswechsels des Königs und seiner Umgebung und damit geeigneter Instruktionen für Hatzfeld). Die Ereignisse in Bern spannt Gelzer sofort in die weitesten Zusammenhänge, wie er ja auch die kleinsten politischen Ereignisse nie als bloße isolierte Fakten auffaßt und behandelt. Der Angelpunkt der Berner Verhandlungen ist der Kampf zwischen Vertrauen (zum König), das die Konservativen und Moderierten hegen, und Mißtrauen (Ultraradikale unter Fazy und Vogt) gewesen, gleichzeitig ein Symptom des Kampfes zwischen den zwei größten Mächten der Geschichte, Glauben und Unglauben (Gelzer liebt dieses Goethewort). Gelzer macht sich nun Stämpflis stärkstes Argument zu eigen, allerdings nicht als Drohung, sondern als Befürchtung: Im Falle einer moralischen Niederlage des Königs (d. h. wohl, wenn der König sich von den Mächten alles abtrotzen läßt, statt aus «freien Stücken» zu gewähren, oder wenn die Verhandlungen abgebrochen werden) könnte das monarchistische Prinzip in Gefahr geraten, denn die Partei des Unglaubens unter Fazy könnte das Übergewicht bekommen. – Erst nach dieser ideologischen und stimmungsmäßigen Vorbereitung geht Gelzer auf die eigentlichen diplomatischen Schwierigkeiten ein. Zunächst bestreitet er, sekundiert von privaten Mitteilungen Fornerods und Gonzenbachs, daß die Ausweisung der Gefangenen eine Beleidigung des Königs darstelle. Dann geht er auf die eigentliche Kernfrage ein, um die sich für den König alles dreht, und deshalb nennt er sie auch eine Gewissensfrage: ob der König von der Schutzpflicht entbunden sei oder überhaupt entbunden werden könne. Gelzers Antwort ist eindeutig: Die Schutzpflicht gegenüber den Untertanen ist erfüllt durch die Erreichung der Freilassung; der König kann nur noch bei der Entlassung Neuenburgs sein möglichstes tun für den zukünftigen Segen und Frieden des Ländchens. – Aber Gelzers wichtigstes Argument ist doch dieses: «*ultra posse nemo potest*», d. h. dem kranken und weltfernen Romantiker soll die kalt zwingende Wirklichkeit faßbar gemacht werden! eine Wirklichkeit, der gegenüber auch der starrsinnigste Ideologe nicht blind sein kann: Die Gefahr der Wiederholung der Neuenburger Krise, die politischen und territorialen Schwierigkeiten handgreiflicher Schutzmaßnah-

men. – Und schließlich: Friedrich Wilhelm ist König von Preußen zuerst.

f) Dritte Audienz

Gelzer beabsichtigt, Berlin am 26. Februar zu verlassen, aber General v. Gerlach teilt ihm mit, daß der König ihn noch einmal zu sehen wünsche. Die etwa einstündige Audienz findet am 25. Februar abends statt.

Der König ist ruhiger geworden und steht, so vermutet Gelzer, unter dem Einfluß von dessen Memorial. Er benachrichtigt Gelzer, daß in den nächsten Tagen die Berliner Bedingungen in Paris zugunsten der Schweiz bedeutend modifiziert würden, und die Mächte würden darauf fußend die an die Schweiz zu stellenden Bedingungen formulieren. Wenn Napoleons Vermittlungstätigkeit keinen Erfolg haben sollte, so werde der König einseitig sein Verhältnis zu Neuenburg ordnen, eventuell im Einverständnis mit Frankreich und den Unterzeichnern des Londoner Protokolls.

Gelzer vermutet, daß diese angedrohte einseitige Regelung durch eine Lettre patente geschehen soll, denn dieser Plan ist schon vor der dritten Audienz in der Umgebung des Königs aufgetaucht: Die Lettre patente soll die Neuenburger von ihrem Eid lösen und an die Eidgenossenschaft weisen, aber keinen Verzicht aussprechen. Nach Anzeige an die Protokollmächte sollen die Beziehungen zur Schweiz wieder aufgenommen werden, die Einzelheiten (Bourgeoisien, Kirche usw.) in einem besonderen Vertrag geregelt werden. – Gelzer hat den Eindruck, daß der König trotz aller noch bestehenden Unklarheiten entschlossen ist, die Angelegenheit möglichst schnell zu erledigen. Gerade in diesem letzten Punkte sind sich nun, wohl zum großen Teil durch Gelzers Wirksamkeit, die einflußreichsten Persönlichkeiten einig: Nicht nur Gerlach und Bismarck, sondern auch die vom Außenminister berufenen de Pury und de Rougemont, welche nun eine Renonciation pure et simple verlangen, treiben zur Eile.

Auch die Personalfrage des preußischen Gesandten in Bern sieht einer baldigen Lösung entgegen: Sydow hat sein Rücktrittsgesuch eingereicht.

Damit hält Gelzer seine Mitarbeit an der Beilegung des Neuenburger Konflikts für beendet. – Ein gelegentlich auftauchender Plan, über Paris heimzukehren, kommt nicht zur Ausführung.

g) Rückkehr in die Schweiz

Gelzer hat einen schönen Erfolg zu buchen: Nicht nur, daß er die einzige, wenn auch inoffizielle Mittelsperson zwischen Bern

und Berlin war und somit dem Bundesrat die Vorgänge hinter den Kulissen entdecken konnte, sondern daß es ihm gelang, auf den König und dessen Umgebung nachhaltig einzuwirken und die Gemüter zu befrieden, was nach der ganzen Art der damaligen preußischen Politik eine unumgängliche Voraussetzung zu einer Verständigung war.

Nach kurzem Aufenthalt in Gotha, wo er Herzog Ernst und seinen Verleger Friedrich Perthes besucht, und in Heidelberg kommt Gelzer am 8. März in Basel an.

Eine persönliche Berichterstattung bei Bundespräsident Fornerod erscheint nach der Lage der Dinge nicht mehr notwendig. Der Bundespräsident dankt privatim, später Bundeskanzler Schieß offiziell für die erfolgreiche Intervention, und die Reisespesen werden vom Bund übernommen. – In der Antwort an Fornerod faßt Gelzer noch einmal die persönlichen Gründe zusammen, die ihn, als Schweizer und Preußen, bewogen haben, sich des Konfliktes anzunehmen⁷.

⁷ Gelzer an Carl Sarasin, Basel, den 13. März 1857 (Basler Staatsarchiv, Fam. Arch. 212, R): «Du hast mich aufgefordert, Dir den Betrag meiner Reise- und sonstigen Auslagen vom 17. 12. 56 bis 7. 3. 57 anzuzeigen – in der mir ausgesprochenen patriotischen Absicht gleichsam als moralischer Vertreter des Vaterlandes in dessen *wahrem Interesse* wir zu handeln überzeugt waren, für die von mir bestrittenen Ausgaben einzustehen. Wäre ich in dieser Beziehung so unabhängig, als ich wünsche, so würde ich mir diese Ausgaben als *Ehrenausgaben* nicht ersetzen lassen, allein du weißt, daß meine Goldgruben noch nicht entdeckt sind. Inzwischen muß ich mich also damit getrösten, daß ich in dieser Sache das Beste und Kostbarste geopfert, was *ich* besaß, *meine Zeit* und *meine Kraft*.
meine besten herzlichsten Grüße.

Ausgaben.

Erste Reise nach Bern 27.–30. 12. 56	75.–
Erste Reise nach Berlin und zweite Reise nach Bern 2.–8. 1. 57....	695.–
Zweite Reise nach Berlin 22. 1.–7. 3.	1271.–
	<hr/>
	2041.–»

(Die Kosten in der Höhe von Fr. 2000.– wurden dann vom Bund übernommen.)

Gelzer an Fornerod, Basel, 5. 11. 57, ebenda:

«Hochgeehrter Herr Präsident,

Diesen Morgen erhielt ich eine Zuschrift der schweizerischen Bundeskanzlei vom 30. Oktober nebst Beilage, deren Empfang ich mich beeile, Ihnen anzuzeigen.

Indem ich im Hinblick auf obige Zuschrift für die ehrenvolle Anerkennung meiner Bestrebungen aufrichtig danke, bitte ich Sie um die Erlaubnis, noch einmal die Beweggründe hervorzuheben, die mich in dieser ganzen Angelegenheit leiteten.

Als im vergangenen Dezember der neuenburgische Konflikt sich zu einem Krieg zwischen Preußen und der Schweiz zu steigern drohte, erschien es mir

als unabweisbare Pflicht, nichts unversucht zu lassen, was zur Verhütung einer so unheilvollen Katastrophe etwas beitragen könnte. Denn *so* glaubte ich einen Krieg zwischen zwei Staaten bezeichnen zu müssen, deren *europäische* Stellung ein *freundschaftliches* gegenseitiges Verhältnis zu verlangen scheint.

Diese in der europäischen Weltlage und in der Geschichte begründete Anschauung fand in meinen *persönlichen* Gefühlen die lebhafteste Bestärkung. Durch Geburt und Erziehung, durch teure Erinnerungen und heilige Bande des Blutes der Schweiz angehörend, dann als Lehrer der Geschichte an die Universität Berlin berufen, und dort jahrelang durch Beweise ehrenden Vertrauens ausgezeichnet – faßte ich mit derselben Sympathie das angeborene wie das Adoptivvaterland, ohne je eine Ahnung einer Kollision in mir aufkommen zu lassen. Gern gedachte ich des Vorbildes meines Landmannes Johannes Müller, dessen Herz auch im Auslande bis zum letzten Hauche für die geliebte Heimat schlug.

Um so peinlicher war mir der Gedanke eines blutigen Kampfes zwischen beiden Ländern und um so entschiedener meine Überzeugung, daß friedliche Vermittlung ebensowohl im Interesse des einen wie des andern Staates liege.

Nur dieser Überzeugung verdanke ich den Mut, in einem Zeitpunkte mich nach Bern und Berlin zu begeben, wo ich an beiden Orten auf peinliche und schwierige Erörterungen gefaßt sein mußte.

Aber mit freudiger Genugtuung darf ich hinzusetzen: eben diese Anschauung fand wie in Bern so in Berlin Verständnis und Anerkennung; sie bahnte mir an letzter Orte die Wege, die andern verschlossen schienen und half mir über die difficilsten Verwicklungen der Unterhandlung am Ende glücklich hinweg.

Mit diesem Bewußtsein blicke ich auf die Schritte zurück, die mir in dieser Angelegenheit zu tun vergönnt waren, und nochmals danke ich es Ihnen, daß Sie dieselben von Anfang an in diesem Sinne verstanden.

Von diesem Gesichtspunkte gingen Sie ohne Zweifel aus, als Sie in diesen Tagen nachträglich die Deckung meiner Reisekosten übernahmen, ohne daß ich von mir aus irgendeine Maßregel hervorgerufen hätte.»